



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Rüdesheim a. Rh.

1915. * Nr. 40

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Bahu.

(Nachdruck verboten.)

„Zorniges Gewitter hatte sich soeben ausgetobt. Die Dorfbewohner stedten erleichtert die braungebrannten Tische aus dem Rahmen ihrer kleinen Fenster und schenken sich ihre Beobachtungen und Folgerungen in ihrer selbstbewußten, wichtiglugen Art über die Straße.“

„Ist dös 'n Wetter gwea! Man hat doch g'meint, Himmel zerreißen! — 's denkt mir net, daß i hab' verlerbt!“

„Ist's braucht, Andresel,“ gab der Hagmayerbauer „braucht's! Seit dem letzten Vollmond hat's nir mehr! D' Natur war am Verschmachten, und da hat halt endlich 'n Einsich'n g'habt.“

Und wie er sah, daß ihn die frische Dirn mißtrauisch anblinzelte, setzte er zu besserer Verständigung hinzu:

„Da gud nauf, da ist's hinzogen, — 's Donnerwetter. Aber'n Heimbodel weg, den Soldaten nach. Ins Unterland!“

Dann sang er jauchzend: „Mein Schatz ist'n Reiter! Judeideldideideldida! — Hahahahaaaa...!“

In urgemüthlicher Schallhaftigkeit verschmelzte der alte Junggeselle seine Bosheit mit einer herzlichen Lachsalbe.

„Ach geht, Ihr macht Sprüch!“ schrie ihn die Lisbeth an, drehte sich aber hastig auf einem Absatz herum und streckte ihren schönen, etwas sonnengebräunten Hals so weit wie möglich den hochheilenden Wolken zu, um unter dieser Anstrengung ihre aufsteigende Röthe zu verbergen.

Vor noch nicht acht Tagen war nämlich Einquartierung im Dorfe. — Rote Mänen! Die hatten das sonst so ruhige Bauernbürcchen und ganz besonders dessen weibliche Jugendschönheiten

in eine nicht geringe, aber begreifliche Aufregung versezt.

Der alte Defel-Andresel aber meinte bestimmt, er habe noch gestern, beim Kartoffelhacken — er hilft nämlich dem Hagmayerbauer bei fleinen Arbeiten noch ab und zu aus — „ein Paar verdächtige Tränen über der Lisbeth ihre Bädlein kullern sehn“, die nach seiner Behauptung „bald rot-, blau- und auch bald schwarzlecht g'funklet hätten, und weil der schmutzrote Mänen-g'reiter, der



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. (Mit Text.)

„Die Siebziger kratzte sich vergnügt in seinen weißen und zog den breiten Mund schief, als ob er Schmerzen halt, Lisbeth, — 's Jungvolk kriegt auch's Treiben, 's Jungfeld! Wenn d' Summ wieder außerlugt, nimmer in der Stuben. Hab' i recht oder net?“

vor sechs Tag drüben aus dem Quartier g'ritten sei, grad 'n schw. „zen Schnurrbart g'habt hatt', so hätt' er eben denkt, und so...“

Der Hagmayer hörte diesen Diskurs schmunzelnd mit an und ließ seinen Blick stolz und wohlgefällig auf seinem „Hagmaile“ ruhen. So pflegte er seine Einzige zu nennen, wenn er

mal in guter Stimmung war. Doch nun hielt er es an der Zeit, seinerseits herauszupoltern:

„Ob nun grad 's Obedessa von alloi auf'n Tisch kommt, wenn's Mäde bloß no in den höheren Regionen schwabblet?! — Her mit der Einbrennsuppen und dann nüber in' Stadel, — nach'm Rechten g'schaut!“

„Wegerl, der Vater hat recht!“

Mit zwei ausgeprobten Sprüngen war sie die kurze Steintreppe hinauf. Unter der Haustür drehte sie sich nochmals nach ihrem „schalkhaften Gegenüber“ und zeigte ihm verheißend ihren Drohsinger, den der Andrefel nur mit einem herzhaften Lachen quittierte.

Er hatte die kleine dreijährige Lisbeth einmal zwei Stunden lang auf den Armen getragen, damals, als sie sich in den großen Heimbodelwald verlaufen hatte und er sie mitten im Reißigdickicht, hilflos schreiend vor Angst und Müdigkeit, auffand. Später hatte er ihr dann für ihren Puppenhaushalt kleine Weidenkörbchen geflochten, und heute lacht dem vereinsamten alte Herz vor Vergnügen, wenn er sich mit dem jungfrischen Blut necken konnte. Daß sie ihm dabei nicht ernsthaft böse würde, wußte er aus reichlicher Erfahrung.

Nachdem nun die alten Nachbarn noch einige Meinungen ausgetauscht hatten und der Hagmayerbauer befriedigt hinter seiner Einbrennsuppen und seinen Schälkartoffeln saß, hatte eine langjährige Bauernfreundschaft wiederum ihrer selbstverständlichen täglichen Pflicht genügt.

Der alte Andrefel aber sah gerade noch, wie die Lisbeth das Köpfchen mit dem vollen blonden Haarneß trotzig zurückgeworfen, zur Scheuer ging, die alleinlebend, mit der Giebelseite gegen die Straße zu, alle andern Häuser in der Nähe etwas prächtig überragte.

Er steckte schmunzelnd sein Pfeisichen in Brand und machte sich wieder hinter sein beliebtes Wochenblättchen.

Während diesem idyllischen Dorfsintermezzo trat auf der Bürgele die junge idyllische Ausruherin auf der offenbar Schutz gegen den reichlichen Wasserregen gefunden hatte. Den braunen Samthut trotzig-fest im Nacken, redte und streckte er die sehnigen Glieder, als wolle er sie nach der angestregten hundertzweiundachtzig Zentimeter Körperlänge, viel zu niederen, notdürftigen Hütte, auf ihre weitere Leistungsfähigkeit prüfen.

Mit einem Rud hatte er sein grünes Rückenbündel heruntergerissen, und nun klopfte er mit seinem Knotenstod lässig den weißen Chausseestaub von Beinleid und Schafstiefeln, während seine Augen suchend die Anhöhe abstreiften.

Nichtig, dort am Wiesenhang, oberhalb des Hohlweges, lodte ein niederes verwittertes Steinkreuz zu kurzer Raft. Ein froher Seufzer entfloß der breiten Brust, als er sich niederließ.

Der kräftige junge Mensch auf dem Kreuz, mit dem wilden, schweißbefleckten, rotblonden Lodengewirr auf Stirn und Schläfen, bot, nach dem Gewitter und bei der Abendbeleuchtung, ein eigenartiges Stimmungsbild, und man hätte sich vor ihm fürchten können, wenn nicht ein Paar hellblaue, gutmütig leuchtende Augen würden sein übriges Äußerer Lügen strafen.

Ihn mochte Ähnliches bewegen, denn er saß in stummer Betrachtung seiner näheren und weiteren Umgebung versunken, an der auch sein Gemüt einen reichen Anteil zu haben schien.

Vor ihm erstreckte sich, hinter dunklen Bergwäldern und grünen Tälern, in seltener Klarheit die lange Kette der schwäbischen Voralb. Da war der Hohenstaufen, die Tied, der Hohenneuffen, die Achalm. Da konnte man ganz im Süden die blauen Umrisse der stolzen Hohenzollernburg erkennen, und die Abendsonnenstrahlen trieben, in Kameradschaft mit den fliehenden Wolken, ihr neckisches Beleuchtungsspiel mit den Riesendentalern einfügiger kaiserlicher und herzoglicher Pracht und gewaltiger politischer Vorgänge. Es war, als wollten sie den Erdensohn zur Selbstbekenntnis seiner Nichtigkeit zwingen vor der allgewaltigen Natur.

Links unter ihm, im Tal, lag, von einem mächtigen Bergwald begrenzt, in feierlicher Abendruh das Dörfchen Furtmühlbach. Das Ziel seiner dreitägigen Wanderschaft und viel leicht — seine neue Heimat!

Er kam vom Bodensee. Im vorigen Herbst hatte er sein altes Mütterchen begraben, die ihrem Ehemann, dem einstigen Mühlenbesitzer und Bauer Jakob Friedrich Ohwald, nach kaum sechsjähriger Trennung in Treue gefolgt war. Der Rest der ehemaligen väterlichen Hinterlassenschaft war pünktlich in Mutterns langer Krankheit und einigen letzten Verpfändungen aufgegangen.

Nachdem er ja den „Abschied“, eine Quittung über „treu geleistete drei Jahre Grenadierdienste“ von seinem König bekommen, und der kalte Winter einem sehr warmen Frühjahr nun endgültig die Herrschaft abgetreten hatte, nachdem er selbst es zu guter Letzt durch Fleiß und Arbeit doch noch fertiggebracht

hatte, auf dem kleinen Friedhof den ortsüblichen Grabstein mit goldener Widmung zu setzen, hielt ihn zurüd, der dringenden Bitte der Frau Base Christine und in ihrem kleinen einsamen Haushalt die Zuflucht die dem Schwesterjohn gerne gewährt sei.

Da hatte er denn eines Tages vor Sonnenaufgang geschnürt. Und nun saß er da, an der Schwelle seiner Heimat, — müde, verarmt, einsam ...

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!“

„So verlor sich sein sonst allzeit heiterer Sinn ins

Nun besann er sich auch erst auf Kreuz Steinfel sollte dieses alte, moosbewachsene Kreuz erzählen? einen Unglücksfall vor vielen Jahren? Oder gar einen

Da — eben glitten die letzten Sonnenstrahlen Dörfchen, gefolgt von den leichten Schatten der Nacht. Hohenneuffen blieben sie einige Minuten haften die Ruine in silberne Schleier. Das mächtige Gefilde der Ruine und des Reichleins, das nur ganz unmerklich Menschen fremd ist, kam über Martin Ohwald. Martin sein Wanderbündel aufgeschwungen und stand nun bei einem dankbaren Blick am Horizont, wie ein leibhaftig — plötzlich mitten in seiner Heimat. Die Berge und Wald, der Himmel, alle stürzten sie auf ihn ein und ihn freudig wie einen alten Bekannten, der sich einiglos von ihnen entfernt und nun wieder eingefunden liebt Schwabenland!

Ein starkes Glücksgefühl und ungestüme Jubel ihm den ganzen Körper und drängte sich hinaus.

„Ach, du klarblauer Himmel, wie schön bist du heute! Wöcht' ans Herz dich gleich brüden, vor Jubel und

Dann schwenkte er lustig seinen Hut in die Luft Marichtempo den Weg ins Dörfchen an.

„Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wa-

Am Anfang der Dorfstraße wurden neugierig aufgerissen. Auch der weiße Stachelkopf vom Dörfchen wieder in Rahmen.

„He, Landsma, woher des Wegs?“

„Grüß Gott, Bette! Ich komm vom Bodensee, Knopf im Portmonai! — Kömmt Ihr mir sagen, wo verwitweten Frau Christine Kern ihrem Häusel kommt?“

„Zur Kernchristel? — Ganz durch, dann links schwenkt auf der rechten Seite 's vorlezte, mit den grünen Giebel ist'n Bodshorn!“

„Vergelt's Gott! — Das muß ein schlechter Müller niemals fiel das Wandern ein — Grüß Gott, schön —

Unter dem Hagmayerbauers kleinem Scheunen blondes Mädel und schaut in seltsamer Verwirrung wilden Handwerksburschen nach, bis er ganz durch schwenkt marsch“ machte.

Da schlug der Andrefel sein Fenster zu und nun vom vertrackten, wetterwendischen Weibsvolt, dummer einen Bestand hätte.

In das kleine Häuschen mit den grünen Läden Bodshorn am Giebel war mit Martin Ohwald die gezeugen, und in die alte Brennermühle am Heimbodel neuer Knecht.

Die Kernchristel habe jetzt doch jemand, für den alten Tage noch sorgen und beten könne, und nicht wieder fort. Er soll nur gleich morgen beim in der Mühle um Arbeit nachfragen, dem sein Sohn sei vor zwei Monaten in die Fremde und hätte dem großen Mühl- und Sägegeschäft allein gelassen niemand, wo der nichtsnutzige Gesell sich jetzt täte und der Landjäger wäre dagewesen hätte ihn da da war aber der lustig Vogel schon heidi, — über Wildsrevell oder so was hätte er gemacht. Aber davon der Gottlosigkeit und dem schlechten Glauben, möchte nur recht fleißig in die Kirche gehen, daß nicht passieren könne.

Am äußersten Ende des Dorfes liegt in einer kleinen dicht am Fuße des Heimbodelwaldes, die alte Ein großes Doppelhaus bildet den Hintergrund während links und rechts auf felsigem Vorprung Tannenreihen zur Höhe schlängeln, die einem kleineren Gerannereich Raum und Zeit lassen, dem großen über Holz- und Steingeröll seine Kraft zuzuführen

Hier hatte Martin Ohwald für seine Arbeitslust Heimat gefunden. Der alte Brenner fand an dem kräftigen Gefallen, er hatte ihn gefragt, was er könne, und wenn er auch sonst umgänglich sei, wolle er ihn ge-

dem Mahlgeschäft, das bei der geringen Einwohnerzahl bedeutend war, unterhielt der Brennermüller noch einen recht schwunghaften Holzhandel und hatte zu diesem einen kleinen Sägebetrieb angelegt. Bald hatte er auch einen neuen Knecht eine recht tüchtige Stütze gefunden. Dann aber, nach einem heißen, arbeitsreichen Tage, grad zum letzten Schwung ausgeholt hatte und in feierlichen Tönen die lustigsten Weisen und sang mit angenehmer Stimme die altbekannten Volkslieder seiner großen Heimat. Das hatte er zu seinem Abendkonzert nur in den schwarzen, eine andächtige Zuhörerchar, die dann ab und zu recht mit den Zweigen rauschte. Doch bald fanden sich neue Bauernburschen ein. Und nun sprach es sich herum. Nach einigen Wochen war es für die Furtmühlengend von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren zur Gewohnheit geworden, nach Feierabend oder wenigstens am Abend sich beim „Müllermarte“ im Brennermühlhof zu treffen. Die Pöbel oder auch einem kleinen Tänzchen zu treffen. Das dann oft recht fidel zu. Aber keiner im Dorfe konnte murmeln erzählen, so kreuzfidele Schnaderhüpfeln singen die Harmonika spielen wie der Martin. Das trug ihm manchen verliebten Blick ein aus den schönen Augen und fast ebensoviele drohende Gesichter der Burschen. Aber nicht schien, als ob er neben seinen spißbüßischen Tönen der einen oder anderen noch besonders den Hof machte die liebe Eintracht durch nichts gestört. Im Gegenstande sich bald dieser, bald jener von den jungen Bauern zu Martins Freund, und auch der alte Brenner stand vor der Türe und sah wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Er wiegte er sich nach der Musik im Dreivierteltakt von dem zum andern oder stieß ab und zu mal einen kräftigen Brumme zornig durch die Zähne: „Er meinig läßt sich erwischen, so'n Dappschädel!“

Im ganzen Dorf gab es nach dem Abendläuten nur eine glückliche Seele, und das war — Hagmayers Lisbeth. Sie hielt gar streng auf frühzeitige Nachtruhe. Um die Uhr wird die Türe g'schlossen“, hatte er ihr einmal gegeben. „Dös Nachtschwanz könnt' i grad brauchen!“

„Ate sie dagegen tun? Also, das war abgemacht, beim in der Sache nichts mehr zu erreichen, und die Mutter so lange tot. Da, als ihre Neugier auf die „schönen Abende“ und den „lustigen Müllermarte“ von einigen von aufs höchste gesteigert war, kam ihr ein rettender Engel Deder-Andresel, ihr alter Freund, mußte ihr helfen. In seinen Beteuerungen ihrer harmlosen Absicht hatte sie Am nächsten Sonntag nachmittag gingen die beiden in den Wald, um „Waldmeisterle“ zu suchen, und kamen während der Hagmayerbauer gerade bei der Engelwieschen Sonntagschoppen hielt, zufällig am Brenner vorbei. Da ging es heute ganz besonders hoch her. Der Alte hatte Geburtstag und dieses wegen „ein Fäßel schmissen“, — fürs Jungvolk.“

„Schau her, die Lisbeth! Zuchhe! Martel, noch'n der rothaarige Siehlermichel.“

„Andresel 'n Steintrügel! — Proßt Andresel, tut mir

„Flachstöpsle,“ rief er ihr zu, „i mein, wir müßten uns kennen!“

Und munter bekam er zurück: „Na müßt sich halt b'sinnen!“

„Natürlich! Du bist ja das schöne Jungferle, das i bei meim Einzug vor vier Wochen zuerst g'grüßt hab'!“

„Ebbes dran kann wahr sein!“

„Siehst, damals hab' i denkt, — dös wär 'n gut's Zeichen. Und jetzt hat mir doch allweil was g'fehlt! Warum bist net schon längst mal runterkommen?“

„Rei Zeit net! I muß den Haushalt führen, d' Mutter ist nimmer da!“

„O du mein! Und noch so jung!“

„Das verschlägt nix! Aber komm, wir müssen zu den andern!“

Unter der Haustüre steht der alte Brenner. Er zupft an seinem rechten Schnauzbart und kneift das linke Auge zu: „Schad um den! Tāt' zu was Besserem taugen, als zum Weiberzipfel!“

Dann nahm er sich in der Stille etwas vor und ging ins Haus. Wie er in seiner Schlafstammer war, schob er den Riegel vor und rückte, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß man ihn durchs Fenster nicht beobachten konnte, einen schweren Eichen-schrank von der Wand.

Eingelassen ins Gemäuer auf starken Holznägeln zeigten sich jetzt zwei schwere Jagdstinten. Die holte er hervor aus ihrer friedlichen Ruhe. Auf dem Bettrand sitzend öst und pußt er erst die eine und dann die andere. Dabei knirscht er fortwährend durch die Zähne: „Läßt sich erwischen! So'n Dappschädel!“

Währenddem hatte sich auf dem Hof dem Andresel sein „Märchenschatz von Anno achtundvierzig“ erschöpft, und der Schwarm trat munter den Heimweg an, langsam, in kleinen Gruppen. „Marte, kommst mit zur Engelwirtin?“ rief der Siehlermichel zurück.

„Kann sein, i komm nach!“

Unter den letzten ging die Lisbeth; der Andresel war schon im Disput voraus. Gerade, wie sie unter den Tannen aus dem Hof biegen wollte, hielt sie der Martin mit einem geschickten Griff am Handgelenk zurück.

„Wart' n weng, Flachstöpsle! Wie ist's, kommst bald wieder?“

„Kann net, der Vater ist gar streng!“

„Na, weil's grad so selten vorkommt,“ versetzte Martin resolut, — „a Bussel kannst mir schon dalassen!“ Und ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte sie es weg, daß es im Hof widerhallte.

Das war der Lisbeth zuviel. „A so a Redheit!“ Mit einem derben Stoß hatte sie sich befreit, so daß der große, starke Bursch beinahe zwischen die Tannen gefallen wäre. „Daß du's nur weißt, — i bin a anständig Mädel! Da derzu such' dir nur a andere aus!“

Nun stand der Martin Ohnwald da und starrte der hübschen Dirne nach, die zornig davonsetzte, um ihren alten Andresel einzuholen. Das war ihm noch nie passiert. Zu seinem Glück hatte es keiner gesehen.

Dann kratzte er sich verlegen hinter dem Ohr und schlenderte im Ärger über seine „Dummheit“ in den Hof zurück.

Hier stand schon wieder der Brenner unter der Haustüre und winkte ihn mit zwei gefüllten Steintrügeln zu sich.

„Komm her, setz' dich zu mir, Martel, und trink mir Bescheid! Proßt uns beiden! Auf'n gut's Auskommen!“

Eine Stunde später verhallte der erste Glockenschlag auf der kleinen Dorfkirche. Da huschten zwei graue Schatten über den mondbeschienenen Brennermühlhof und verschwanden im Dunkel der Tannen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Beckeraths Ahnungen.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Helidentum nicht günstig. Nein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Lehrer, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalsig gerade der Frix war.

„Geh, Mutter, mach doch kein so Gesicht,“ bat er schmeichelnd, „du weißt, ich kann's nicht leiden.“

„Ich habe so schlecht geträumt!“ seufzte die Frau.

„Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist auch ein Grund, threm Jungen den letzten Tag zu verderben!“

„Du wirst sehen, du kommst nach Rußland —“

„Na, denn komm ich nach Rußland!“

„Da wirst du dich schön umgucken —“

„Wieso? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes —“

„Tu nur nicht so! Es wär' dir ja doch nicht einerlei.“

„Ei, was wollt ihr denn machen? Ich geh hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

„Gib wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft geräfst!“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen.

„Ich glaube, bei den Franzosen und bei den Engländern ist die Gefangenschaft gerade auch nicht zu empfehlen“, lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn wo soll man da hin? Man kennt dajelbst weder Weg noch Steg, Ortschaften gibt es nicht auf viele Meilen. Ich bin vollkommen sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“



Zum fluchtartigen Rückzug der Russen bei Warschau:
Russische Geschütze und Ausrüstungsgegenstände auf der Rückzugstraße gen Osten. — Phot. Seunede.



Moschee im Gefangenentager Wünsdorf bei Berlin.
(Mit Text.)

„Aber Mutterchen —“ Frits hörte kaum noch zu. Verstoßen schielte er nach der Uhr über dem Büfett. Die Zeit schritt vor; und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, ihm Lebewohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein; — wenn sie nicht kam, dann — doch da war sie.

Frits Vederath sprang auf wie elektrisiert und ging zwei jungen Damen entgegen, die soeben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar bringen zum Abschied“, sagte Frau Dr. Braune nach vollbrachten Handlungen.

berland, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu sein. Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Frau Braune Abschied von ihrem Mann.

„Also, nun mach dir keine Gedanken; du weißt, Sonntagstind“, redete er ihr zu.

„Ja, wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig.

„Ich noch gar nicht gewußt —“

„Aber wie oft haben Sie mich einen Glückspilz genannt“, erwiderte er lebhaft. „Tatsächlich ist es mir ja auch immer sehr gut gegangen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal kein Glück haben sollte —“

„Nicht!“ machte Frau Dr. Braune, „das beruht man nicht —“

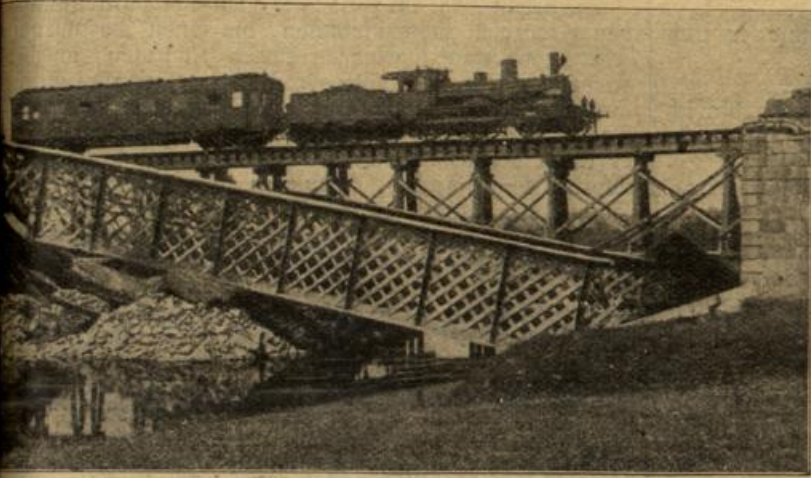
Er wollte sich totlachen. „Sie auch? Sie sind aber gläubig?“

„Das sind wir doch alle. Sie ebenfalls. Sonst würden Sie nicht darauf pochen, daß Sie ein Sonntagstind sind!“

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, daß ein Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube.“



Französischer Minenwerfer für schwere
Nach der französischen Zeitschrift „L'Illustration“



von den Russen zerstörte Brücke in Polen, daneben die von deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

Bederath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Gegenwart das leichte Geplauder mit anzuhören. Immerhin kam die Anwesenheit der jungen Damen über den Abschied fort. Ihr war gewesen, als ob mit dem Ausrücken langsten alles zu Ende für sie sei. Tages las Frau Bederath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem Offizier. O Gott, wie fürchtbar! Das war doch der Schmerz, vor welchem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!



Kriegsfreiwilliger, (mit Eisenkreuz und Text.)
...ertehren würde. Sie sich in Angst, kaum den Brief zu öffnen. ...ten Duse! habe ich ...habt, liebe Mutter,“ ...„wir wurden ge- ...St. M. fortgenom- ...die Franzosen dort ...Durchbruch ver- ...Die uns ablösten, ...wer gelitten. Ich ...noch die Nachricht ...Braunes Wieder- ...ng erhalten, die



Salvatore Barzilai, der neue italienische Minister, wurde zum General-Kommissar für sämtliche eroberte Gebiete ernannt.

an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn aus dem Osten

Alle ihre Vorjäte wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Herta Haberlands las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres ältesten Sohnes ein. Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem anderen verlobt hatte, war es aus mit ihm, dafür kannte sie ihren Fritz. Eines Morgens klingelte es ganz früh; das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. — Frau Bederath schlüpfte in ihren Schlafrock und öffnete selbst, und wie immer — sehr hungrig.

mich sehr erfreute. Sie ist doch nun einmal Fräulein Haberlands beste Freundin — Mutterchen, wie gefällt die Dir? Die wird nämlich Deine Schwiegertochter, wenn ich wiedertomme. Und ich komme wieder, daran glaube ich fest.“

Frau Bederath rief sich zur Ordnung. Wo war nur ihr Gottvertrauen gewesen in dieser schweren Zeit? Der liebe Gott half ihr, ohne daß sie es verdiente. Wie war sie kleingläubig gewesen! — Aber nun sollte es wieder anders werden, sie wollte seine Hand nicht loslassen!



Der neue französische Stahlhelm. Phot. Vert. Illustr.-Ges.

Schlafrock und vergnügt, und wie immer — sehr hungrig.



Waldfriedhof in den Vogesen, 1000 Meter vor der gegnerischen Front. H. H. Eberth, Kassel.

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.
„Direkt aus Rußland, kleines Mutterchen!“ lachte er und schloß sie in die Arme.

„Ja, hast du denn Urlaub?“

„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herübergefahren. Ich möchte mich rasch verloben.“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Hertta Haberland hat sich ja neulich mit einem andern verlobt!“

Fritz Vederath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich mit einem andern! Ich will ja doch die Thea heiraten.“ Er lachte aufs neue.

Die Mutter griff sich an den Kopf. „Das wußt' ich gar nicht, daß da auch noch eine Schwester ist — o Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mutterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!

Und wer die Lieb' hat ausgefungen . . .

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Ganz so hoch wie in den unvergeßlichen Augusttagen gingen die Wogen des Uberschwangs nicht. Die Begeisterung war von einem gehaltenen Ernst durchdrungen. Es war doch schon zu viel Trauriges geschehen. Das mußte den Oberflächlichsten zum Nachdenken stimmen. Die frischen Jungens, die da nach dem Westen befördert wurden, machten frohe Gesichter. Die vornehmen Mädels waren auch alle so nett mit ihnen, machten Späße und bedienten sie; kein Wunder, daß sie lustig waren.

In der Tür eines Abteils zweiter Klasse lehnte Hauptmann von Voiges. Um ihn kümmerte sich kein Mensch. Er war verwundet gewesen und kehrte jetzt an die Front zurück. Seinen Bekannten und Verwandten hatte er Tag und Stunde der Abreise verschwiegen — wozu der Aufzug? Ja, wenn er eine Frau hätte! Aber der Anschluß war scheinbar ein für allemal verpaßt! Nun, im letzten Augenblick tat es doch weh, so unbeachtet fort zu müssen.

Das heißt: Da vorn die Blonde, die hatte ihn bemerkt. Die wußte auch genau, daß er nach ihr hinsah. Man ist ja nicht umsonst jahrelang „Löwe“ in einer kleinen Stadt gewesen. Da übt sich das. Wie's die Mädels machten, ohne einen Blick hinzuwenden, immer genau Bescheid zu wissen, wenn sie einem gefielen, das allerdings würde ihm ein ewig undurchdringliches Geheimnis sein.

Bestimmt sah er nach der Uhr. Da läßt so was die schöne Zeit vergehen, als ob der Zeiger nicht unerbittlich vorrückt! Noch drei, vier Minuten, dann war's vorbei. Aber sie unterhielt sich immer lustig mit den Soldaten, obwohl man ihr die ganz vornehme Dame doch ansah. Da, jetzt wurde sie angerufen; weiter hinten im Zuge wollte man noch etwas zu trinken haben. Sie mußte mit ihrem Tablett bei ihm vorbei. Sie hob die Augen zu ihm — Donnerwetter, nochmal, das war ein Blick! Der Hauptmann grüßte tief, sie dankte mit leisem Lächeln. Vor dem Abteil, in das sie den Kaffee hineinreichte, blieb sie stehen. Ja, hatte denn das Weib kein Herz im Leibe?

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Als der Hauptmann in Hörweite der Dame kam, sagte er vorwurfsvoll: „Und für mich haben Sie gar nichts?“

Sie stützte den Bruchteil eines Augenblicks. Dann nahm sie ein kleines Buch und reichte es ihm, indem sie ein paar Schritte neben dem Zug herging. Ganz tief senkte er seine Augen — seine berühmten Augen! — in die ihren. Er sah noch, wie sie rot wurde und winkte, dann entschwand sie seinem Blick.

Wie verzaubert starrte der Hauptmann auf das Buch in seiner Hand. Dann schloß er die Augen. Wundervoll, nach langer Zeit einmal wieder die süße Unruhe zu spüren, die ihm früher in seliger Leutnantszeit so geläufig war! Zug um Zug versuchte er sich das holde Frauenbild zusammenzusetzen, das ihm dies leise pridelnde Gefühl verursachte, für das er sich schon zu alt geglaubt hatte. Als er einsah, daß es nicht gelang, ihre schönen Züge zurückzurufen, rückte er sich zurecht und besah das Buch. Halt, da stand ihr Name! Thea Brentendorff, Heinrichshorst. Das klang nach Rittergut. Man würde ihr schreiben können. Befriedigt schob der Hauptmann das Buch in die Tasche.

Die ersten Tage im Felde brachten viel Anstrengung, den Franzosen zuvorzukommen, die einen Durchbruch. Aber dann, nach tagelangen harten Kämpfen, als die Friede fürs erste zur Ruhe gebracht waren, schrieb Hauptmann Voiges seine erste Karte. Wie ein verliebter Primaner gab er Tage, bis Antwort kommen konnte. Und sie kam richtig, es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Die Worte, ganz förmlich, so wie es zu der Erscheinung Hauptmanns im Wachen und im Träumen vorschwebte, wagte einen weiteren Vorstoß. Er schrieb einen Brief, förmlich, forsch! Darin hatte er Übung. Man konnte fast von der Bescheidenheit sprechen. Die Angebetete blieb zunächst bei den Dingen. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß auch ihr Ton ein wenig wärmer wurde. Voiges ging herum, von Glück getrieben.

Dann kamen die heißen Kämpfe von La Bassée. Die Compagnie des Hauptmanns von Voiges litt sehr, und er selbst wurde schwer verwundet. Als er im Lazarett zuerst wieder Besinnung kam, galt sein schmerzliches Bedauern nur der Thea Brentendorff, die er nun wohl doch nicht wieder sehen konnte.

An Schreiben war einstweilen nicht zu denken. So lag sich der Kranke mit Träumen, die von einer schmerzvollsten Art waren. Ganz leise raunten Hoffungsstimmen allerley Möglichkeiten. Erst nach Wochen erfuhr er, daß das Bein wohl doch noch würde abnehmen müssen. Seine Stimmung in jähe Verzweiflung um. Zu Ende des Lebens lebenswert macht — ein Krüppel ohne Zukunft. Hatte der noch zu hoffen?

Er wurde nach Wiesbaden überführt, um dort in dem Lazarett operiert zu werden und seine Heilung abzuwarten. Er schrieb er zum ersten Male wieder an Thea Brentendorff. Statt der zarten Briefchen voll verhaltener Glut wurde ein erster Bericht des großen Mißgeschicks und ein warmer Abschiedsgruß. Er rechnete auch gar nicht nach, was die Nachricht kommen könnte. Es war ein Traum — schön — und es mußte ein Traum bleiben.

Mitten in seinen trüben Gedanken wurde ihm ein Besuch gemeldet. Ein Herr trat ein, doch schien er draußen noch zu stehen. Wie ein alter Bekannter trat er an das Hauptmanns und schüttelte ihm die Hand. Dann lag eine kleine Verlegenheit in der Stimme.

„Brentendorff“, stellte er sich vor.

Der Herzschlag setzte bei Voiges aus. Er brachte über die Lippen.

„Meine Damen sind auch hier. Sie wollen Ihnen noch „Guten Tag“ sagen. Ich muß nur vorher etwas sagen. Er räusperte sich, dann lachte er freimütig. „Ach, was Ihnen die Sache schonend beibringen — aber wir keine Kinder, nicht wahr? Also, die Dame, die Ihnen damals gab, war meine Frau.“ Er hielt inne, denn der Herr hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht. Er suchte sah, daß es den Kranken doch wohl angriff, der blaß geworden. Jetzt drängte Voiges selbst zur Fortsetzung.

„Sie hat sich einen Scherz mit mir gemacht?“

„Sie nicht,“ lächelte Brentendorff, „denn sie war zu Hause, als Ihre erste Karte kam. Da aber meine ebenso heißt — ich habe nämlich eine Cousine geheiratet.“

Die Tür ging auf. Der Chirurgen kam mit den beiden herein. Sie begrüßten den Hauptmann wie alte Bekannte. Die gesellschaftliche Gewandtheit ließ keine Verlegenheit auf. Die Schwester war auch ein sehr schönes Mädchen, mit dem Kennerblick feststellte; ein wenig zu frische Farben, mochte nur eine Folge der immerhin eigentümlichen sein. Das schadete ihr auch nichts, denn wenn man so legte, war's doch ein starkes Stück!

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Hauptmann,“ da der Chirurgen die rasche Gedankenfolge des Leidenden sehen Sie denn da für Mären in die Welt? Ihnen das Bein abgenommen? Ja, wie kommen Sie denn dazu?“

Voiges war starr. Kaum war er imstande, zu antworten.

„Es ist mir in Grandpré gesagt worden“, stotterte er.

„Ich denke ja gar nicht daran“, rief der alte Herr.

„Sie werden noch den Wortführer bei Hofe machen, was langt wird!“

„Na, wenn auch das nicht gerade“, sagte der Herr, „denn die neue Gemütsbewegung die Gedanken in tolle Bahnen treibt.“ Er schloß einen Augenblick die Augen, wie um sich zu beruhigen. Als er sie wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die Schwester Brentendorff.

feierliche Stille lag über dem Raum. verklärte ein Lächeln voll Mut, Hoffnung und Zuversicht die Züge des Leidenden.

Schätze auf dem Meeresgrund.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Indiger Kopf hat einst das Wort geprägt: „Das Geld auf der Straße.“ Wenn das Glück hold ist, der findet Weg zum Wohlstand oder Reichtum im Vorübergehen; nur auf der Straße, sondern im ganzen Weltall sind unermessliche Reichtümer verborgen, die wir nur durch die Hand von Millionen oder gar nicht nutzbar machen können. Die unermessliche Schätze auf dem Meeresgrund selbst gibt uns in seinen Millionen von Lebewesen, die teilweise zur Nahrung dienen, die Möglichkeit, im Handel Reichtümer zu erlangen; jedoch ebenso beharrlich das Meer von ihm verschlungene Schiffsgüter fest, um sie nicht freizugeben. Wer diese verschlungenen Schiffsgüter sämtlich heben könnte, würde sich unermesslich reich machen können. Die Meereswogen hüten seit Jahrhunderten an Geld- und Goldeswert. Im Oktober 1799 strandete ein holländisches Schiff die Küste des Segelinsels. Es hatte an Bord 330 Barren Gold, 179 Barren Silber und 2½ Millionen Mark in geprägtem Gelde. Insgesamt hatte die Ladung einen Wert von 24 Millionen Mark. Holland hat bald, die Schätze zu retten, aber das Meer hatte es mit so gewaltigen Sandmassen umgeben, daß es nicht war, auch nur einen Pfennig von den aufgestapelten Reichtümern bergen zu können. Später versuchten englische Taucher die Schätze zu heben. Es wurden nach fünf mühseligen Versuchen zwei Millionen Mark dem Meere abgenommen. Aber erst nach 22 Millionen auf dem Meeresgrund, fest im Meeresboden. So ruhten diese Schätze fast hundert Jahre dem Boden der Nordsee. Da kam im Jahre 1909 der Ingenieur namens Lefe auf den Gedanken, einen Tauchapparat zu erbauen, der aus einer Anzahl Kammern besteht, die die Sandmassen um das Schiffswrack herum. In 24 Stunden vermag dieser Apparat, der auch eine Kammer für den Taucher besitzt, 40 000 Tonnen Sand aufzuheben. Aber man arbeitet schon seit ungefähr drei Jahren an der Hebung dieses Millionenreiches, und selbst, wenn man das Schiff freizulegen, fragt es sich noch, ob die Taucher nicht Tausende der Geldstücke auf dem Meeresboden verstreut haben. Dann beginnt für die Taucher eine neue und mühselige Arbeit, den Meeresboden nach Schätzen abzusuchen.

Ein ähnlichen Versuch unternahm im Jahre 1910 eine Expedition von Neuschottland aus. Sie wollte einen in der Nordsee ruhenden Schatz einer hier vor hundert Jahren von spanischen Galeeren heben. Es war bisher jedoch nicht möglich, an das Meer zu kommen. Fünf Millionen Geldeswert ruhen auch auf dem Grunde des Huronensees als Ladung eines Schiffers, der hier bei einem Schiffszusammenstoß im Jahre 1882 mit 115 Personen unterging. Von einer sagenhaften Schatzkammer, die in schwedischer Zeit bei Neval auf dem Meeresboden versank, hoffen kühne Taucher immer noch Schätze heben zu können. Man hat im Jahre 1910 vergeblich nach Reichtümern gesucht, von denen man sich erzählt, der Rumpf jenes Schiffes aus purem Golde bestehen zu sollen. Die größte Schatzkammer birgt das Meer in der Bai von Vigo, Spanien während einer Seeschlacht die Summe von 20 Millionen Mark ins Meer versenkten, um sie nicht den Engländern freizugeben. Diese Summe brachten die Spanier aus den indischen Kolonien mit. Bisher konnte man von diesem Meeresreichtum nur 6 Millionen retten.

Die größten Vergungsversuchen ist es einzig und allein der Taucher, der zu einem Erfolge führt. Es gehört Mut und Beharrlichkeit dazu, sich in bedeutende Meerestiefen hinabzulassen. Länger als 25 Minuten kann ein Taucher unter dem Wasser verweilen, und viel gefährlicher als der Taucher der Aufstieg ans Tageslicht. Die Meereswogen üben einen Druck von 50 bis 80 Pfund auf den Quadratzoll betragt, der dem Taucher aus. Darum darf der Aufstieg nur ganz langsam geschehen. Die Taucher sollen die Blutgefäße der Wogenlast standhalten. Die größte Meerestiefe erreichte der englische Taucher John Dyer mit 210 Fuß. Um wieder ans Tageslicht emporzukommen brauchte er eine reichliche Stunde, denn ein plötzliches Aufsteigen hätte ihm durch Zerreißen der Blutgefäße den Tod gebracht.

Die Beharrlichkeit der Taucher hat jedoch auch wiederholt den Nutzen

gehabt, daß größere Summen den Meereswellen entrissen werden konnten. Goldbarren im Betrage von 1½ Millionen Mark konnten durch Taucherarbeiten aus dem spanischen Schiff Alfonso XII. entnommen werden, das bei den Kanarischen Inseln gestrandet war. Mit dem Untergang des englischen Dampfers Oceana wären 15 Millionen Mark verloren gegangen, hätten die Taucher nicht einen Teil der Goldschätze aufgefunden. Es handelte sich hierbei um die schwierige Aufgabe, im Schiffsinnern die Kapitänstajüte aufzusuchen, alsdann in einer Schublade den Schlüssel zum eisernen Geldschrank zu finden und diesen zu öffnen. Da hieß es, sich den Weg über Trümmer und durch dunkle Gänge bahnen, und wenn man glaubte, dem Ziele nahe zu sein, warf eine tödliche Meerestwoge die Goldsucher wieder zurück, so daß die Arbeit von neuem beginnen konnte. Mit jedem Handels- und Passagierdampfer, der sein Grab in der Meerestiefe findet, gehen auch zugleich Millionenwerte an Schiffseigentum, an Frachtgut und Eigentum der Passagiere verloren. Auf 350 Millionen Mark bewertet man die Schiffsverluste in den letzten Jahren. Auf allen Meeresgebieten hat der Meeres- und Wettergott sich von den Schiffen seinen Tribut zahlen lassen, und krampfhaft hält er diese Millionenwerte fest, um sich durch die Unerforschlichkeit der Taucher nur mühsam einen geringen Teil wieder abringen zu lassen. Am hartnäckigsten hütet das Meer die Schätze der „Titanic“, die für immer, unerreichbar für des Menschen Hand, auf dem Grunde des Meeres lagern.

Wiederum besitzt das Meer aber auch Millionenwerte, von denen wir nach unserem Wunsch und Willen zur Genüge empfangen können. Perlen, Korallen, Muscheln und Seetiere aller Art erhalten die Menschen von ihm zum lohnenden Erwerb. Aber viel höher sind die Summen zu schätzen, die das Meer alljährlich in seine Tiefen zieht. Jahrhundertlang bereitet es ihnen ein fülliges Grab, dessen Entdeckung nur einem Zufall zu verdanken ist, wie vor fünf Jahren das Auffinden eines gestrandeten Schiffes an der Ostküste von Tunis, das eine Ladung kostbarer griechischer Kunstgegenstände aus Marmor enthielt und demnach über 1900 Jahre unentdeckt geblieben ist. Wenn auch durch unsere modernen Sicherheitsvorrichtungen heute jedem Unglücksfall auf der Seefahrt nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird, so kann trotzdem der launische Gott Neptun seinen Dreizack mit solcher Heftigkeit schwingen, daß die Wellen die stolze Schiffslast verschlingen. Aber das Gold auf dem Meeresgrund ist schwerer zu finden wie das auf der Straße, denn das Wasser hat keine Balken, und oft müssen hohe Kapitalien aufgewendet werden, ehe man an eine Vergung der gesunkenen Schätze denken kann, die auch dann vielleicht nur zum Teil wieder gehoben werden können.

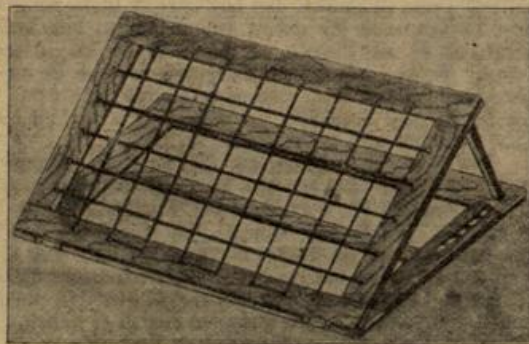
Sinnspruch.

Schlürfst du des Lebens Freudenwein — Halt ein!
Triffst dich des Lebens Sturmbraus — Halt aus! D. Bromber.

Fürs Haus

Verstellbare Keilkissenstütze.

Viele kranke Krieger müssen mit dem Kopf hochliegen. Dafür genügt dann die Stärke des Keilkissens nicht, und man sucht bei der Hauspflege das Pfahl durch Unterlegen von Luchern, Kissen usw. auf die erforderliche Höhe zu bringen. Besser würde diesem Zweck eine verstellbare Stütze dienen, wie sie in Krankenhäusern verwendet wird, wie man sie in einschlägigen Geschäften kaufen, sich aber auch mit Hilfe des Hausstüchtlers selber und billiger herstellen kann. Man läßt sich, wie aus der Abbildung ersichtlich, zwei einfache Holzrahmen in der Breite des Keilkissens anfertigen und beide Rahmen an der einen Langseite durch zwei Scharniere miteinander verbinden.



Der untere Rahmen erhält zudem eine flache Querleiste, in den oberen werden Löcher eingebohrt, mit deren Hilfe man den Rahmen kreuzweise recht stramm mit Schnur oder Bindfaden bespannt. Um den Rahmen nun beliebig verstellen zu können, erhält der obere an den beiden freien Ecken noch je eine Stütze mit Scharnier, der untere schräge Einkerbungen, in welche die Stützen eingreifen. Mit Hilfe dieses Rahmens kann man dem Kopfkissen jede beliebige Höhe geben, was sich auch in Zeiten der Konvaleszenz als sehr angenehm für den Patienten erweist.

